Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 27 (1922-1923)
Heft: 9

Artikel: Die St. Galler Lehrerinnen auf Reisen
Autor: L. W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-311704

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

worden — es entstand eine mächtige Preissteigerung (Hausse). Die dadurch angespornte Kauflust half dann noch mit, die Preise in die Höhe zu treiben. — Seit 1920 ist der Notenumlauf durch Rückzug künstlich verringert worden und es entstand Preisrückgang (Baisse). Auch hier half nachträglich der „wartende Käufer“ noch mit, die Preise zu drücken. Wir sehen, die Geldmenge spielt also dabei die Hauptrolle, was man nun auch überall einwandfrei zugibt. Sie muss unbedingt der Warenmenge angepasst werden. Viele Waren benötigen selbstverständlich mehr Geld zum Umtausch als wenige Waren. (So funktionierte die Notenpresse in den obigen Beispielen also falsch, daher das Ungesunde in der Volkswirtschaft, viel drastischer, als es durch den Krieg allein hätte hervorgerufen werden können.) Die Warenmenge, die zum Verkauf angeboten wird, also das Angebot, kann nicht künstlich reguliert werden (grosse und Missernten usw.), aber eben die Geldmenge, die Nachfrage nach diesen produzierten Waren. Dass die Nationalbank Noten ausgeben und zurückziehen kann, hat sie uns bewiesen. Sie kann also jederzeit die Nachfrage dem Angebot gleichstellen. So wird der Umtausch sich unter durchschnittlich gleichbleibenden Preisen abwickeln. Da wären wir unter die feste Währung gestellt, zu sicherem Preisstande gekommen und wüssten endlich, wieviel wir mit unserm Arbeitslohn und mit unsern Ersparnissen eigentlich haben und kaufen können. Es gäbe keinen Auf- noch Abbau der Preise mehr, kein Lohnabbau wäre nötig und keine Unsicherheit herrschte mehr im Geschäftsleben, wie bei der Geldwirtschaft der Jetztzeit. Die Arbeitslosigkeit würde schwinden. Unserm guten, stabilisierten Fränklein könnten wir endlich einmal trauen! (Schriften über alle diese hier vielfach nur gestreiften Probleme wie: Sparen, Zins, absolute Währung usw. versendet die Geschäftsstelle des Freiland - Freigeld - Bundes, Bern, Erlachstrasse 5.) *F. G.*

Die St. Galler Lehrerinnen auf Reisen.

Samstag, den 2. Juni fuhren 38 Lehrerinnen aus Stadt und Kanton St. Gallen hinaus ins liebliche Rheintal, um der Töpferei Ritz in Berneck einen Besuch zu machen, welche nun durch Glieder der 7. Generation dieser Familie betrieben wird.

Frl. M. Dierauer und Frl. Gröbli, welche eifrig im Kunstgewerbe tätig sind, übernahmen in freundlicher Weise die Führung durch die Räume der Töpferei und gaben uns Erklärungen zu dem eigenartigen Betrieb, der dort herrscht.

Blauer und gelber Lehm, wie er gerade im Rohzustand ausgegraben wird, lag in einem grösseren „Stock“ bereit. Er kommt dann mit viel Wasser in eine elektr. betriebene Mühle (Zementfass, in welchem sich die Flügel bewegen, welche Lehm und Wasser mischen). Von dort gelangt er durch ein Sieb in weite, viereckige Behälter im Freien, wo er längere Zeit, 3-4 Monate, gelagert wird. Aus diesen wird er schon in ziemlich dichtem Zustand in poröse Tonschüsseln gefüllt und neuerdings im Freien gelagert, bis er die überschüssige Flüssigkeit abgegeben hat, was wieder Monate in Anspruch nimmt. Im Keller, wo der Lehm nochmals einige Zeit ruhen muss, gewinnt er sodann durch eine Art von Gärung diejenige Beschaffenheit, welche erlaubt, ihn auf der Drehscheibe zu verarbeiten. Früher musste die Drehscheibe durch die Füsse des Töpfers in Bewegung gesetzt werden, während ihn heute die elektrische Kraft von dieser Tätigkeit entlastet. Sie bewirkt wahrscheinlich auch regelmässigere Rotation und damit weitere Erleichterung für die Herstellung tadelloser Formen.

Es war eine Freude, Herrn Hanselmann, dem gewandten, kunstfertigen Töpfer bei der Arbeit zuzusehen. Schwupp setzte er den Tonklumpen mitten auf die Drehscheibe, ihn mit aller Kraft dort festhaltend, damit er nicht im Schwung nach allen Seiten der Werkstatt die Flucht ergriff, vor dem ihm bevorstehenden Schicksal — ein Gefäss im Dienste derer zu werden, von denen auch gesagt ist: Aus Erde bist du genommen.

Mit ein wenig Streicheln, mit Fingerdruck da, mit Emporziehen der Tonmasse, mit ein wenig sanfter Leitung durch eines oder durch zwei Metallplättchen dort, gibt der Töpfer mit Hilfe der emsigen Drehscheibe dem Gefäss die gewünschte Form. Mit sicherem Schnitt, mittelst eines Drahtes wird das Gefäss von der Drehscheibe getrennt und sorgfältig auf ein nebenanstehendes Brett gehoben. Auf diesem werden die noch „lederweichen“ Formen zum Trocknen gestellt! erhalten dann die Grundfarbe, nach dem Trocknen derselben die Bemalung und hierauf die Glasur.

All diese Prozeduren erfordern grosse Erfahrung und Sachkenntnis; denn es muss zwischen Ton, Grundfarbe, Bemalung und Glasur in gewissem Sinne eine innere Uebereinstimmung bestehen, sonst wollen sie nicht zur schönen Gesamtwirkung zusammen halten.

Nicht weniger „heikel“ ist das *Brennen* des Geschirrs, das Erzielen der notwendigen hohen Temperatur von 900 Grad, nur mit Tannenholz, der ununterbrochen hellbrennenden, den ganzen innern Raum des Ofens bestreichenden Flamme. Nach Beschickung des Ofens mit Geschirr wird er mit Backsteinen zugemauert, nur ein kleines, ebenfalls verschliessbares Guckloch ermöglicht, die Vorgänge im innern des Ofens zu beobachten und zu erkennen, ob die nötige Hitze erreicht sei.

Das fertig gebrannte Geschirr bleibt bis zur völlligen Abkühlung im Ofen, um das Entstehen von Kühlrissen in der Glasur zu verhüten. (Zwölf Heimatschutz-Postkarten nach Naturaufnahmen von P. Burger „Bernecker Töpferei“, Verlag Papeterie Zoller in Berneck) veranschaulichen die Herstellung der Töpferwaren sehr deutlich.

Später las uns Frl. Gröbli eine Arbeit über Kunsttöpferei, in welcher die Geschichte dieses Gewerbes in Berneck im besonderen, aber auch allgemeine Geschichte der Keramik uns Blicke tun liess in das uralte Kunstgewerbe, das interessante Entwicklungsstufen zu überwinden hatte und für das noch grosse Möglichkeiten der Entfaltung vorhanden sind. Wir sahen prächtige, farbige Darstellungen von Erzeugnissen griechischer, ägyptischer, italienischer und deutscher Töpferkunst.

Die beiden kunstsinnigen Damen Dierauer und Gröbli bemühen sich, der von der allgemeinen Geschäftskrise betroffenen Bernecker Töpferei neue, künstlerische Impulse zu geben, das Interesse der schweizerischen Käufer für dieses schöne einheimische Gewerbe zu wecken und zu gewinnen und auch, um für weibliche Kräfte in der Töpferei Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Möge ihren Anstrengungen voller Erfolg geschenkt werden. Für die Lehrerinnen war es gut, mit dieser Exkursion einen Schritt zu tun zu Menschen, die ihnen zeigen konnten, wie sich der Uebergang vom Handwerk zum Kunsthandwerk, zur Kunst gestaltet und wie wahr auch hier Pestalozzis Wort ist: Um zu *können,* musst du vor allen Dingen *tun.*

Ein Auszug aus der wechselvollen Geschichte des Dorfes Bernegg seit 892, und aus derjenigen der Burg Bernang oder Rosenberg brachte uns zum Be-

wusstsein, dass nicht nur *unsere* Zeit des Lebens wechselvolles Spiel an sich zu erleben hat, sondern dass die wackeren Bernanger und Rheintaler jahrhundertelang durch harte Schulen mussten, bis sie endlich, frei und unabhängig von gnädigen Herren und Landvögten, eigne Herren auf ihrem eignen Grund und Boden waren.

Fast konnten wir uns nicht trennen von dem lieblichen Berneck. Wir haben uns aber darauf hin das Wort gegeben, unsere Quartalversammlungen öfter zu verlegen, hinaus in einen interessanten Winkel unserer Heimat. *L. W.*

In der Lufthütte.

Nach langem Winter-Schulquartal bin ich aus der Stadt geflohen, um im schmucken, hochgelegenen Toggenburgerdorf Degersheim — in der Kuranstalt Sennrüti — Schulstaub und innere und äussere Müdigkeit loszuwerden.

Ein Wunsch, der jeweilen aufsteigt beim Anblick der im Grünen, fernab vom Strassenstaub und Lärm gelegenen Toggenburgerhäuser, erfüllt sich. Ich bekomme Quartier in einem nach Sonne duftenden, hölzernen Einfamilienhäuschen, darf es ganz allein bewohnen.

Da nebeneinander eine ganze Reihe gleichartiger „Eigenheime“ liegen, merke ich mir die Hausnummer genau, damit ich nicht etwa einer Nachbarin gleich mit der Tür ins Haus stürme.

Mein Häuschen enthält ein gutes Feldbett, Tisch, Schrank, Sessel und Toilettentisch nebst dem ganz entfernten Verwandten eines Perserteppichs und Vorhängen aus Bauernleinen. Der ganze Luxusbau gibt sich den bescheidenen Titel *Lufthütte.*

Seine Kostbarkeit beruht aber gerade auf all dem, was er nicht hat: Keine weiss oder buntbemalte Decke, über welcher liebe Mitmenschen in Stickel-Stöckelschuhen zu jeder beliebigen Nachtstunde lustwandeln; keine dunkeln dichten Rolladen, welche Lärm, Staub und überflüssiges Interesse der Nachbarn abhalten müssen und damit auch die erquickinde frische Luft; keine Dinge, die man abstauben, klopfen, bürsten muss; kein Sicherheitsschloss an der Tür, das jedem, der das Haus betreten will, das Kompliment macht: Vielleicht bist du ein ehrlicher Mensch, wahrscheinlicher aber ist, dass du ein Dieb bist. Hier in der Lufthüttenkolonie herrscht die Politik der „offenen Tür“. Sieh, lieber unbekannter Kurgast — meine Tür hat nur einen hölzernen Riegel, den ein kleines Kind öffnen kann — aber ich nehme an, dass du ein ehrlicher Mensch seiest und nicht einmal diesen berührst. Natürlich wird dies Vertrauen mit gleichem Vertrauen beantwortet.

Wie ein kleines Heiligtum ist mir der wenige Quadratmeter grosse, gegen die Sonnenseite offene Raum. Wenn ich mich darin zur Ruhe lege, ist's, als ob ich die weithergetragene Last vieler grosser und kleiner Reisepakete hätte ablegen dürfen. Mit der reinen Höhenluft, die in die Hütte hereinzieht, atme ich tiefen seligen Frieden.

„Lieblich war die Maiennacht“ — singt der Dichter. Er hat sie wohl erlebt, gesehen, und — Bescheidenheit in Ehren — *ich* in meiner Lufthütte *auch.* Ich habe gehört, wie die Musik des Tages, Klang um Klang leis vertönte, ich hab es empfunden, wie mit dem Schein des Mondes hinter den dunklen Bergtannen die erquickende Stille heraufzog, um sich segnend übers maiengrüne Land zu legen.